Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 23

Artikel: Die Einsame
Autor: Naef, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-673074

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ist die Berg-Einsamkeit. Sie verleiht Einfalt und Würde. Sie läßt Gesetz und Maß wohltätig fühlen. Klar zeigt sie das Bild der Seele, das Bild der Welt."

Solche Worte trug ich hinaus in den Umkreis der Schöpfung. Ich lauschte. Himmel und Erde waren Gesang.

*

Zu Ende ging der Sommer. Nur spärlichen Rest noch stumpfen Grases bot die Weide. Hirt und Herde mußten zur tiefer gelegenen Alp ziehen.

In der Nacht vor dem Aufbruch war Schnee gefallen. Die brüllenden Tiere ängsteten bergab in Gestöber und Windstoß. Einer Schlucht wurden sie zugetrieben, wo sie mühsam, eines hinter dem andern, durch Felsentrümmer und fliehendes Wasser sich den Weg gewannen. Jauchzend folgt' ich der Herde, die Nachzügler aneifernd. Von der Bergsonne gebräunt, angetan mit der farbigen Weste der Landestracht, in Gang und Bewegung einem Hirten ähnlich, mocht' ich zu dieser Stunde für einen solchen gelten.

Die steile verschneite Schlucht, jetzt angefüllt mit den hastenden Tieren, gab ein seltenes, eindrucksvolles Bild. Von oben herab blickt' ich nach der Mündung des Engpasses, wo Felsenpfeiler den Ausweg zu verwehren schienen, wo der Bach in trotziger Ungeduld die Freiheit erstrebte.

War das nicht karthagischer Alpenübergang? Sah ich nicht Elephanten und Krieger? Dort Hannibal selbst in wehendem Mantel, auf schwarzem Roß über das Wildwasser setzend?

*

Kalte und klare Tage waren die letzten meines Aufenthalts. Stolz, ja unerbittlich thronten die Bergfesten, die nun täglich bald erschreckende, bald spielende Lawinen hinabsandten, Lawinen, niederbrechend mit zermalmender Wucht oder als zierliche Staubfälle schimmernd an senkrechter Wand, silbern gleitend auf den kahlen Gletscherschliffen.

Noch einmal drängte es mich empor zu hohem Ausblick. In nächtlicher Wanderung erstieg ich einen Felsenkamm und erreichte ihn vor Sonnenaufgang.

Ein Abschiednehmender, sah ich das Tagesgestirn aufleuchten, durfte noch einmal dies erhabene Geschehn als ein Vermächtnis der Einsamkeit empfangen. Oh, wie gelobt' ich: ein Lebensziel zu erkennen und ihm treu zu werden, allem Irdischen ewigen Sinn zu entnehmen! Wie gelobt' ich: in Zeiten der Entmutigung edler Freiheit zu gedenken von Leib und Geist!

In mildem Spätsommerschein verließ ich auch die untere Alp, begleitet von Glockengeläut der zu Tal fahrenden Herde, sah mit Wehmut zurück nach den sammetdunkeln Hütten. Jeder Schritt abwärts entführte mich weiter einem Glücke, das nirgends zu finden ist denn in hohen Bergen.

Gott atmet noch.

O lauter, unruhvoller Tag,
Wenn deine Last ich kaum ertragen mag,
Wenn Ohnmacht, Unlust, Qual mich niederdrückt
Und keine gute Tat mir still geglückt —
Der müden Seele Flügelkraft gebannt,
Der Bogen schlaff, die Saiten ungespannt!
Doch abends, wenn die Stille nun beginnt
Und sich die Seele auf sich selbst besinnt,
Hör ich des Baches leisen Murmelsang,
Der Blätter Flüsterspiel am Waldeshang.
Wie wird mir da die Seele licht und jung,
Die Schwingen straff zu neuem Flug und Schwung,
Befreit von dunkler Schwere Joch —
O du erlösendes: Gott atmet noch!

Rudolf Weckerle.

Die Einsame.

Von Eduard Naef.

Der stille Sonntagnachmittag war auch bei ihr eingekehrt und strahlte aus ihren großen blauen Augen und winkte herein vom schwarzschattigen Grün der Tanne, die vor dem Fenster wie ein riesiger Dolch in den tief hängenden Himmel stach. Ganz für sich saß sie in der Kammer und gab sich der Herz und Sinn erfüllenden Lektüre des heiligen Buches hin. Alles schien in dieser halblichten Stube auf die Sammlung in der Lektüre hingestimmt zu sein. Da war keine Farbe, die zu laut tat, kein Lärm, der von außen ungefragt hereindrang, keine Bewegung, die die Stille störte.

Und doch tropfte da und dort in die fromme Betrachtung etwas Fremdes, das nicht zu ihr gehörte und vielleicht heimlich doch von ihr ge-

rufen worden war. Ein Gedanke ging da abseitige Wege, ein unstimmiges Gefühl tauchte auf, andere folgten und kamen, bis schließlich klar und eindeutig die eine Frage dastand, die Frage: Wie kam es? Wieso, dachte es dunkel in ihr, bin ich alte Frau von weit über sechzig Jahren, mit grauem Haar und zittrigen Gliedern, wieso so allein und von allen verlassen? Bin ich doch Mutter und habe einem Sohne den Tag geschenkt und sitze nun mitten im Häusermeer der großen Stadt da oben in einem sechsten Stocke, in einer Stube, die wie tausend andere ist, unter dem Dache ganz allein.

Nun erwachten in ihr die wilden Wasser der Erinnerung, rissen alles weg und verschlangen die munter aufgeräumte Sonntagsstimmung, so daß nur noch das Auge die Zeilen bestrich, welche wie schöngereihte Soldaten über die aufgeschlagene Seite dahinmarschierten.

Und so flohen die Gedanken der betagten Mutter an jenen Anfang zurück, wo noch blonde Locken ihr das Haupt umwanden und ihr Antlitz noch blühte von Liebreiz und Jugendfrische. Damals kam eines Tages ein Mann und freite um sie. Sie besann sich nicht lange und gab ihm die Hand zum Bunde. Bald aber war es aus mit dem Bündnis. Der Gatte war nicht mehr da und ließ die junge Frau zurück mit einem schwächlichen, kranken Knaben. Lange kämpfte das Leben im kleinen Körper, drohte auszulöschen und legte Angst und Kummer in das Gemüt der Mutter. Doch einmal, es war wie über Nacht, siegte das Leben endgültig und stark, und der Knabe wuchs heran wie andere und wurde der Stolz und Hort der Mutter. Als er der Schule entwachsen war, da wollte er ein Bäcker werden, den Menschen gutes und küstiges Brot backen und Mütterchen schöne Wecken.

Aber eines Morgens, welche Bestürzung, war auch er nicht mehr da, hatte sich aus dem Staube gemacht wie der Vater. Hatte er sich etwas Leides getan oder war er gar auf die Suche des unbekannten Vaters gegangen? Nein! Bald kam aus Amerika Nachricht, daß er dort gut gelandet und auch in der Arbeit sei und sich wohl befinde. Der Ferntrieb hatte ihn hinausgerissen aus der mütterlichen Obhut und ins fremde Land, ins unbekannte Abenteuer hineingestoßen. Die wöchentlich eintreffenden guten Berichte des Ausreißers fächelten das aufgewühlte Herz der Verlassenen allmählich wieder zur Ruhe, und sie fand sich in das Los, den Sohn bloß noch aus der meerweiten Abgeschiedenheit lieben zu dürfen.

Jedoch, wie stockte der guten Frau der Atem, als auf einmal, nachdem sie eben mühsam Tritt um Tritt die Ergebung ins bittere Verhängnis der Trennung erklommen hatte, die Briefe ihres Lieblings ausblieben und einfach nicht mehr kommen wollten. Was war mit ihm geschehen? Hatte ihn eine neue Welle des Abenteuers hinweggeschwemmt aus der großen Stadt, vielleicht ins Innere des Landes, wo weder Schiene noch Straße hinkam, wo es keine Tinte, keine Post und nichts mehr gab? Oder war ihm gar ein Böses zugestoßen? Nein, tot konnte er nicht sein, das sagte ihr eine inwendige Stimme, die sie für die des lieben Gottes hielt, den sie Abend für Abend innig mit Gebeten für den Entrissenen umlagerte.

Als weder Polizei noch Heilsarmee den Entrinner fanden, trat sie eines Tages selbst die Reise über das große Wasser an, bar jeder fremden Sprache, bar auch der hinreichenden Mittel, ausgerüstet bloß mit dem Glauben, daß sie den Verschollenen finden werde. In der von Wolkenkratzern strotzenden Stadt schlängelte sie sich zuerst durch zu einer alten Bekannten von der Schulbank her, die ihr der stützende Stab und die leitende Hand wurde. Von der neuen Welt, die sie umdrängte, sah sie wenig, blutwenig, sie weiß auch nicht viel davon zu erzählen, denn wie ein Komet ging ihr ein Gedanke voran, der Gedanke an ihr Kind, und diesen allein sah sie, und er führte sie eines Tages, wer weiß wie, auf seltsam gefügten Wegen auch wirklich zu ihm hin.

Nun besaß sie ihn wieder und war so voller Wonne und Beglückung, daß sie nicht lange fragte, warum er keine Nachricht gegeben, keinen Wink von sich getan. War es Laune, Vergessen, Gleichgültigkeit, sie grübelte nicht darüber nach, hatte nur ein Verlangen: sich nach den vielen müdgesuchten Wochen im frischfunkelnden Glücke zu sonnen und zu wärmen. Sie hauste sich drüben bei ihm ein und wollte fortan bei ihm bleiben und seiner besser hüten. Nein, ein zweites Mal sollte er ihr nicht entschlüpfen.

Und in der Tat, mancher Frühling kam, mancher Sommer ging, und über das schöne Zusammenleben von Mutter und Sohn schien sich schon endgültige Dauer zu legen, als der guten Frau im Gemüt ihres Lieblings ein neuer Widersacher erstand, vor dem sie im tiefsten erschrak. Er hatte

seinerzeit in der alten Heimat ein Mädchen kennen gelernt, das seiner noch wartete und das jetzt auf einmal wieder Gewalt über ihn bekam. Was wollte die Mutter gegen eine solche Lokkung, an deren Stimme die ihre wie Schnee zerstob. Sie setzte weder Rede noch Wehr entgegen, hoffte jedoch im geheimen, daß neben der jungen Frau auch für sie noch ein kleines bescheidenes Plätzchen bliebe, und in dieser Zuversicht trat sie mit ihm wieder den Heimweg an.

Zuhause war nicht viel Zeit zum Erwägen und Bedenken; einer raschen Verlobung folgte ebenso schnellfüßig die Heirat, welche den Mann zwischen zwei Frauen stellte, die am gleichen Tuche webten. Wieso sollte das nicht gehen — so meinten es wenigstens die drei.

Aber es ging wirklich nicht. Kleine Eifersüchte hielten ihre mißgünstigen Finger im Spiel, fachten geringfügigen Zwist zu haushohem Hader und Zank an, so daß statt des reinen Sonnenglückes am Gezelt des jungen Bündnisses nur böse Gewitter und Hagelschauer umherjagten. Derjenige, der unter der vierhändigen Betreuung hätte aufblühen sollen, kam bloß zu Gram und Kummer. Schließlich wandte sich die Mutter von dannen, denn sie begriff, daß neben dem Jungen, das stürmisch hereindrängte und weder Einklang noch Ausgleich finden konnte mit dem, was vor ihm dagewesen, für sie kein Bestand mehr blieb. Sie zog hinauf in die fremde Dachkammer, richtete sich da ein neues, wenn auch kärgliches Dasein ein, tröstete sich mit Gott und ihren alten Sachen.

Indessen war auch hier nicht alle Helle und Freude mattgesetzt. Denn, wie über dem See, der in Schusses Weite unten groß und friedlich grüßte, im kahlsten Winter etwa Sonnentage aufgehen, die alles, was matt und düster vor sich hindöst, zu lachendem Erglänzen bringen, so gab es auch da oben Stunden, wo munteres Leben ins träge Einerlei der Tage schoß und rotbäckig in den welken Wangen der greisen Einsiedlerin zu pulsen anfing. Es waren stets die Augenblicke, da der Sohn rasch zwischen zwei Geschäften zu ihr hinaufhuschte, um sie zu grüßen und mit ihr guten Rat zu pflegen. Auch jetzt noch kannte sie nur Liebe und keinen Groll für ihn und dankte dem gütigen Geschicke, das ihr vom einstigen vollen Besitze diese spärlichen, jedoch unendlich kostbaren Trümmerchen übriggelassen hatte.

Der Hausierer.

Erzählung von Oscheschko.

Der Sommerabend breitete ein durchsichtiges Dämmern über die weite Ebene aus, ließ die Roggenfelder goldig-gelb aufblitzen und die Wege hell abstechen vom saftigen Grün der Wiesen. Es war heiß und still, von weitem konnte man das leise Wiehern der Pferde vernehmen, sowie abgerissene Töne einer Schalmei. Auf dem Feldweg schritt ein Mann aus, hoch und hager, in geflicktem Rock und vertragener Mütze, die bessere Tage gesehen haben mochte. Er trug schwer an einem vollgepackten Korb, bald über die am Wege liegenden Steine stolpernd, bald in tiefem Sand versinkend. Ermattet blieb er stehen, um Atem zu holen. Der Schweiß rann in Strömen von seinem bleichen Gesicht, — da erreichte ein leises Rauschen sein Ohr, müde wandte er sich um und gewahrte zur linken Seite des Weges eine dicht wachsende Wand reifer, grüner Schoten; nun entschloß sich der Mann weiterzugehen, aber die Füße verweigerten ihm den Dienst: er warf den lastenden Korb ab, ließ sich auf die Knie nieder und griff mit beiden Händen in das lockende, frische Grün hinein. Gierig die saftigen Schoten seinem Mund zuführend, genoß er die taufrische Frucht, die seiner nach langer Wanderung ausgedörrten Kehle Labung schenkte. In diesem Augenblick sprang, etwa zwanzig Schritt entfernt, ein junger Bursche hoch und rannte auf den Wanderer zu, laut schreiend: „Räuber! Schuft! Du bist es also, der nachts immer unser Schotenfeld plündert? Komm mit, sonst wird mein Stock dir Beine machen!"

Der erschöpfte Wandersmann bat verängstigt: „Laß mich in Frieden meines Weges ziehen, ich habe doch bloß eine Handvoll verzehrt." — „Vorwärts — mein Vater, der Dorfälteste, wird schon beschließen, was mit dir geschehen soll!" — „Deinen Vater kenne ich gut," murmelte der Wanderer und raffte sich auf, schleppenden Schrittes dem Bursch ins nahe Dorf zu folgen.

In der geräumigen Wohnstube spendete eine Hängelampe helles Licht, der Bauer saß geruhsam am Tisch, sein von der Arbeit in Luft und Sonne gebräuntes Gesicht mit den vielen Runzeln, das früh ergraute Haar und die schwieligen Hände ließen erkennen, daß es ihm nicht leicht angekommen war, zu dem jetzt vorhandenen Wohlstand zu gelangen. Ihm gegenüber saß der